Der Sonntagsgast.

Jahrgang 19. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 34.**

Abenteuer einer Hochzeitsreise.

Eine wahre Geschichte von Julius Keller.

„Ein Vergnügen eigener Art war doch meine Hochzeitsfahrt!“ pflegt Freund Vetterlein immer zu sagen, wenn er auf seine Hochzeitsreise zu sprechen kommt, und wahrlich, er hat recht.

Wenn man seine Eltern auch sehr verehrt und mit kindlicher Treue an ihnen hängt, die Hochzeitsreise möchte man doch gern mit seinem geliebten Männchen allein machen, nicht wahr, beste Leserin? Man denke sich also den Schreck, ja das Entsetzen Vetterleins, als an dem Abend, da er mit seiner jungen Frau die Hochzeitsreise in das Riesengebirge antreten wollte, plötzlich Herr und Frau Nolte in feierlichem Ton sprachen: „Guido, wir bringen dir eine große Ueberraschung. Wir werden euch auf eurer Hochzeitsreise begleiten.... Lenchen ist noch zu jung, zu unerfahren, sie weiß noch gar nicht mit Männern umzugehen, wir können sie nicht allein mit dir reisen lassen!“ — Vetterlein war über diese Eröffnung zuerst sprachlos, dann aber raffte er sich auf und — er ist kein Feigling — erklärte er in ziemlich heftigen Worten, daß er mit dieser Begleitung, dieser „Ueberraschung“ nicht einverstanden sei während sein Weibchen ihm zustimmend und ermunternd zunickte, weswegen ich die jungen Damen bitte, sie nicht verdammen, sondern erst abwarten zu wollen—wie sie es selber bei solcher Gelegenheit machen.

Es ist erklärlich, daß sich nun eine ziemlich erregte Szene entspann, welche damit endigte, daß Herr und Frau Nolte endlich zürnend und grollend erklärten, zu Hause zu bleiben, aber — was auch geschehen sollte — ihre Hände in Unschuld gewaschen haben zu wollen!

In dieser unfreundlichen Stimmung also nahm man Abschied voneinander, während Johann mit dem alten Wagen auf dem Hofe des Gutes vorfuhr, um die Eheleute zu dem eine Stunde entfernt liegenden Bahnhof zu befördern. Die Eltern Lenchens weinten, als „ihr einziges Kind“, wie Frau Nolte sagte, „mit dem rohen Menschen in Nacht und Nebel davonfuhr“, Lenchen selbst weinte — und auch der Himmel vergoß wahre Fluthen von Thränen. Ja, es regnete scheußlich, der Sturm heulte und rüttelte an dem alten wackligen Dorfwagen, dessen Entstehungsort dies armselige schlesische Dorf, an dessen Ausgang das kleine Gut Noltes lag, gewesen war. — Ziemlich schweigsam saßen die Eheleute bei einander, während das Fuhrwerk über die Landstraße dahinkroch. Das Pärchen gedachte wohl der Zeit, da es sich in Berlin, als Lenchen in der Pension war, kennen gelernt und den Bund fürs Leben geschlossen hatte! — Aber unsanft wurden sie aus ihren Träumen aufgeschreckt:... Es erfolgte plötzlich ein lauter, schriller Krach — der Wagen neigte sich zur Seite — es war ein Rad gebrochen!

Was nun? Rathlos starrten die Gatten einander an, während Johann draußen tobte und fluchte. Aber Vetterlein ist ein entschiedener Charakter und sein Lenchen auch gerade keine fischblütige Natur. Sie faßten nach kurzer Berathung den Entschluß, sich zu Fuß nach der Bahnstation zu begeben, da das Fuhrwerk den Dienst versagte. Sie befanden sich gerade auf dem halben Wege, was also sollten sie anders thun? — Glücklicherweise hatte man das Gepäck schon nach dem kleinen freundlichen Badeorte, dem ersten Ziel der Reise, gesendet — es war also nur noch der kleine Handkoffer zu tragen — und das junge Pärchen machte sich muthig auf den Weg! Arm in Arm, dicht aneinander geschmiegt, schritten sie auf der dunkeln, morastigen Landstraße dahin, während der Koffer auf Guidos Schultern balancirte! Freilich wurden ihre Kleider von dem heftig herabströmenden Regen bald durchnäßt, freilich zerzauste der Wind ihnen die Haare, aber was that das? Sie liebten sich ja, und es war ihnen kein andrer Ausweg geblieben! — Sie mußten schnell zuschreiten, um den Zug nicht zu versäumen, so schnell, daß sie den Athem verloren — sie liefen mehr, wie sie gingen, während Vetteclein scherzhaft deklamirte: „Wer eilet so spät durch Nacht und Wind?“ — Indessen — der Galgenhumor Guidos sollte bald zerrinnen vor der Tücke des Schicksals.....

Als sie nach ihrer mühevollen Wanderung den Bahnhof endlich erreicht hatten, bemerkten sie, daß derselbe dunkel und wie ausgestorben dalag. „Heiliger Gott!“ rief Guido erschrocken aus, „sollten wir dennoch zu spät gekommen sein?“

„Ja, sie waren zu spät gekommen. Vergebens rüttelten sie an den zwei einzigen Thüren des armseligen Bahnhofsgebäudes — sie waren verschlossen und kein menschliches Wesen ließ sich sehen. — Sie machten sich bemerkbar — sie pochten — lärmten — riefen — aber niemand ließ sich sehen, und der kleine Marktflecken lag mindestens noch 20 Minuten vom Bahnhofe entfernt! Eine verzweifelte Stimmung überkam das schwer geprüfte junge Paar, schon wollte es auf gut Glück eine Wanderung in die Ortschaft antreten, um dort vielleicht dennoch für die Nacht ein Unterkommen zu finden, als plötzlich hinter der einen Glasthür des Gebäudes ein matter Lichtschein auftauchte. Von neuer Hoffnung belebt, blickten sie auf, und wirklich — die Thür ward von innen geöffnet — ein Mann mit einer Blendlaterne erschien. Vetterlein stürzte auf ihn zu, als wolle er ihn in seine Arme schließen, jener aber musterte ihn mit mißtrauischen Blicken. „Wir haben den Zug versäumt,“ erklärte Guido schnell, „und glaubten schon im freien übernachten zu müssen.“

„Na, das wird wohl auch der Fall sein,“ unterbrach ihn der mit der Laterne, „denn der Bahnhof ist jetzt geschlossen und ich gehe nach Hause!“

„Mensch, machen Sie uns nicht unglücklich! Sollen wir auf der Straße bleiben?“

„Thut mir leid! — Pünktlich kommen!“

„Bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung, ich will Sie königlich belohnen, wenn Sie uns wenigstens im sogenannten Wartesaal unterbringen.“

„Geht nicht — geht nicht. Darf ich nicht! — Indessen — vielleicht ließe sich ein Ausweg finden. Wenn Sie mit der Gepäckkammer vorlieb nehmen wollen, würde sich die Sache machen lassen. Natürlich müßte ich bei Ihnen bleiben und Sie überwachen, denn—man kann nicht wissen — —“

So wenig verlockend diese Aussicht auch war, blieb dem Pärchen doch nichts anderes übrig, als auf das Anerbieten des Cerberus einzugehen, und dieser führte sie in eine kleine, enge, durchaus nicht sehr reinliche Kammer, deren einzige Ausstattung einige Kisten, Körbe und Koffer bildeten.

„Na, nu machen Sie sich's bequem,“ sagte der Hüter dieses Paradieses freundlich. „Die Dame kann sich ja dort auf dem großen Korb setzen und Sie — Herr — Sie — wissen Sie was? Sie spielen mit mir ein Paar Partien Sechsundsechzig!“

„Danke — danke sehr —“

„Erlauben Sie — Sie müssen spielen!“ brauste der Cerberus auf. „Ich muß Unterhaltung haben, sonst schlafe ich ein, und ich darf nicht einschlafen, weil am Ende während meines Schlafes von diesen Werthgegenständen — hm — man kann nicht wissen — kann nicht wissen. — Also wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

Was blieb dem Aermsten aller jungen Ehemänner anders übrig, als auf das Verlangen einzugehen?—So mußte er denn auf einem großen Koffer Platz nehmen, während sein Partner sich auf den Rand eines wackligen Tisches setzte; ein riesiger Korb diente als Spieltisch, den die Blendlaterne nur so wenig erhellte, daß ein „Bemogeln“ nicht unmöglich gewesen wäre. Der „Gepackhüter“ zog ein Spiel Karten hervor und — die erste Partie begann, während Lenchen allein und verlassen, auf ihrem Korbe saß und sehnsuchtsvoll der Illusionen gedachte, die sie sich von ihrer Hochzeitsreise gemacht!

Der Hüter des Bahnhofes war ein leidenschaftlicher Spieler und besaß unglaubliche Zähigkeit und Ausdauer; er ließ dem armen Guido kaum soviel Zeit, sich hin und wieder nach dem Befinden seiner jungen Gattin zu erkundigen. — Der verzweifelte Ehemann verlor eine Partie nach der andern, er wurde von Minute zu Minute wüthender auf seinen Partner und — dieser Stunden Qual war groß! Dennoch ging die entsetzliche Nacht vorüber — der Morgen kam — und mit ihm die Erlösung für das Ehepaar — der Zug! Alles in allem hatte diese erste Nacht auf seiner Hochzeitsreise Guido zehn Mark gekostet, aber er verschmerzte gern den Verlust in der Hoffnung, daß, sich nun alles, alles wenden müsse!

Am Mittag des andern Tages langten die Hochzeitsreisenden in dem freundlichen schlesischen Badeorte an. Die erste Ueberraschung, welche ihrer harrte, war die Entdeckung, daß das „vorausgesandte“ Gepäck noch nicht angekommen war, sie also keine Gelegenheit hatten, ihre defekt gewordene Kleidung mit anderer vertauschen zu können, und daß sie der Wirth des Hotels, in dem sie abgestiegen, infolgedessen mit etwas mißtrauischen Blicken musterte. Dennoch fühlten sie sich ziemlich behaglich und machten gegen Abend einen Spaziergang durch den Ort. Lenchen äußerte den Wunsch, einen Kriemstecher zu besitzen, um das prächtige Gebirgs-Panorama besser mustern zu können und der galante Ehemann verfügte sich sofort mit seinem Weibchen in das einzige und ziemlich bedeutende Galanteriewaarengeschäft des Ortes, um daselbst den Wunsch Lenchens zu erfüllen. Bald war man handelseinig, erfreut hing das junge Weibchen das erstandene „Fernschau-Instrument“ um die Schulter und hüpfte hinaus, um dessen Güte zu erproben, während Guido sich an's „Bezahlen“ machte. Da er hierbei bemerkte, daß sein kleines Geld ausgegangen sei, griff er in die Brusttasche, um seine Brieftasche mit dem großen Gelde hervorzuziehen, aber—o Schreck! — Laß mich kurz sein, der Aermste machte die Entdeckung, daß er in der Hast, dem Wirrsal der Abreise — seine Brieftasche mit dem Geld und allen seinen Papieren — bei Noltes vergessen, zurückgelassen haben mußte!—Zögernd und scheu gestand er dies dem Ladeninhaber ein, dieser aber, der ihn seines durchaus nicht sehr eleganten Aeußern halber von vornherein mißtrauisch angesehen hatte, nannte das eine „faule Finte“, einen „Schwindel“, den er bereits öfter kennen gelernt habe — — und machte Miene Guido am Arme festzuhalten, während sein Kommis aus dem Laden sprang, dem armen Lenchen nachlief, die Erschrockene mit wüthendem Zuruf am Arm ergriff und sie nach den Verkaufslokal zurückzog....

Das Ende vom Liede war, daß die Hochzeitsreisenden in Begleitung eines bramarbasirenden Gendarmen zu dem Amtsvorsteher befördert wurden, woselbst Guido — sich natürlich nicht auszuweisen vermochte. Zwar gestattete man ihm, eine Depesche mit der Bitte um sofortige Zusendung der Brieftasche an seinen Schwiegervater abzusenden, aber „bis zum Eintreffen der Gelder und Papiere müsse er auf dem Amtsbureau verbleiben!“ — Kein Bitten, keine Auseinandersetzungen halfen — und so verbrachte Guido Vetterlein die zweite Nacht auf seiner Hochzeitsreise im Amtsbureau des Badeortes, argwöhnisch vom Amtsdiener bewacht, während man der jungen Frau gnädigst gestattete, währenddessen in ihrem „polizeilich verschlossenen“ Zimmer zu verbleiben! — —

Bereits am Nachmittage des anderen Tages kam das Portefeuille an — aber leider nicht allein, sondern in Begleitung — Mutter Noltes! „Mußte ich selbst Euch nicht die Erlösung bringen?!“ rief sie freudestrahlend aus, als sie an der Seite ihrer Tochter das Amtslokal betrat, in dem Guido zusammengeknickt wie ein armer Sünder schmachtete. „Seht Ihr wohl, daß es nicht ohne uns geht! — Friede, Versöhnung, Schwiegersöhnchen! — Nun bleibe ich bei Euch, — verlasse Euch nicht mehr! — Wir machen gemeinsam alle Partien — brauchen ja nur ein Zimmerchen mehr — eins für Dich, Schwiegersöhnchen, das andere für mich und mein Lenchen!“ — — Selbstverständlich ward Guido nun unter vielen Entschuldigungen und großer Höflichkeit aus seiner Haft entlassen. Der Besitzer des Galanteriewaarengeschäfts wollte ihm, nachdem er Bezahlung erhalten, sogar noch als Entschädigung einen Briefbeschwerer mit einem prachtvollen Hundekopf schenken! — Aber konnte sich Guido der erlangten Freiheit wahrhaft freuen, nachdem seine Gattin nun wieder eine Gefangene ihrer Mutter geworden war?! Düster und unwillig, grollend mit dem Geschick, starrte er vor sich hin — auch Lenchen vermochte ihre Mißstimmung nicht zu verbergen, als die Mutter ihr den Vorschlag machte, mit ihr in ein anderes, stiller gelegenes Hotel umzusiedeln, während Guido in dem von ihm bezogenen verbleiben sollte — und wiederum kam es zu einer Szene! Die überspannte alte Dame nannte sich unglücklich — verlassen, aber — sie rächte sich edel — sie reiste wieder ab!

Endlich — endlich schienen sich die düsteren Wolken des jungen Ehehimmels zu lichten! — Das Pärchen war nun allein — das Geld war da — das Gepäck ebenfalls inzwischen angekommen und begeistert rief Guido aus: „Nun, Frauchen, laß uns das Leben genießen! — Nun werden wir Entschädigung finden für die trüben, aufregenden Stunden, welche wir erlebt!“ Er umschlang sein selig lächelndes, bildhübsches Weibchen und zog dasselbe zärtlich an seine Brust — — da klopfte es und der Kellner des Hotels überbrachte dem beglückten Ehegatten eine Depesche. Ahnungsvoll, mit zitternder Hand, erbrach Guido dieselbe, um, nachdem er den Inhalt überblickt, zu erbleichen. Sie rührte von dem Chef der Abtheilung des Kultusministeriums, in welchem Vetterlein beschäftigt war, her und lautete also: „Ihre sofortige Rückkehr nach hier unbedingt nothwendig. Ihr Stellvertreter plötzlich erkrankt. Ihre Anwesenheit dringend nöthig. Erwarte Sie bestimmt....“

Da gab es keinen Ausweg, wenn anders der Arme nicht seine ganze Existenz auf's Spiel setzen wollte. Binnen wenigen Stunden befand sich das junge Paar auf der Rückreise.... Das, liebe Leserin, war die Hochzeitsreise des armen Guido, und Sie werden es begreiflich finden, wenn er jetzt, nachdem er freilich in seiner überaus glücklichen Ehe reiche Entschädigung für jene Stunden der Enttäuschungen empfangen, bei der Erinnerung an seine Hochzeitsreise klagend seufzt: „Ein Vergnügen eigener Art — war doch meine Hochzeitsfahrt!“

Die vier Heinriche.

Historische Reminiscenz von Karl Peters.

Eines Abends, als der Regen in Strömen herabfloß, hörte eine Frau, welche beim Volke als Zauberin galt, und eine armselige Hütte in dem Walde von St. Germain bewohnte, an ihre Thüre klopfen. Sie öffnete und sah einen Reiter, der um Aufnahme bat. Sie brachte sein von Nässe triefendes Pferd in einen Stall und ließ den Mann eintreten. Beim Schein einer kleinen Lampe sah sie, daß es ein junger, vornehmer Herr war. Die alte Frau schürte das Feuer an und fragte den Fremden, ob er etwas essen wolle. Ein Magen von sechzehn Jahren ist, wie ein Herz von demselben Alter, immer hungrig und leicht zu befriedigen. Der junge Mann bejahte die Frage, und die Alte brachte ihm weißen Käse und ein Stück Schwarzbrot — alles, was sie hatte.

Das ist alles, was ich armen Reisenden bieten kann, denn der Zehnte, die Steuern und wie die Abgaben alle heißen, die man uns abzwingt, nehmen das Meiste, und was noch übrig bleibt, rauben mir die Nachbarn, welche mich für eine Hexe halten, und mich deshalb ungestraft bestehlen zu können meinen.“

„Nun,“ sagte der junge Herr, „wenn ich einmal König von Frankreich werde, will ich die Abgaben abschaffen und das Volk aufklären und belehren lassen.“

„Gott gebe es!“ seufzte die Alte.

Der junge Herr rückte an den Tisch, um von dem kärglichen Mahle zu essen, aber in demselben Augenblicke klopfte es wiederum an der Thür. Die Alte öffnete und erblickte einen anderen durchnäßten Reiter, der ebenfalls um ein Nachtlager bat. Seine Bitte wurde mit derselben Bereitwilligkeit gewährt, er trat ein — es war ein junger, vornehmer Herr, wie der bereits Anwesende.

„Bist Du es, Heinrich?“ sagte der Erste.

„Ja, Heinrich!“ antwortete der Andere.

Beide hießen Heinrich. Die Alte erfuhr aus dem Gespräche, daß sie zu einer Jagdgesellschaft Karls IX. gehörten und durch das Gewitter zerstreut worden seien.

„Hast Du weiter nichts, Alte?“

„Nicht das Mindeste!“ antwortete sie.

„Nun, so theilen wir das Mahl.“

Der erste Heinrich machte ein verdrießliches Gesicht, sagte aber, als er das entschlossene Auge des anderen sah: „Gut, wir wollen theilen.“

Sie setzten sich also einander gegenüber, und schon wollte der Erste das Brot mit dem Dolche auseinander schneiden, als er zum dritten Male klopfte. Es war seltsam, es kam noch ein Reiter, ein junger, vornehmer Herr, ein dritter Heinrich. Die Alte sah sie überrascht an. Der Erste wollte Brot und Käse verstecken, der Zweite stellte aber alles wieder auf den Tisch und legte sein Schwert daneben. Der dritte Heinrich lächelte und sagte:

„Ihr wollt mir aber nichts geben? Ich kann warten, ich habe einen guten Magen....“

„Das Gericht gehört dem ersten Besitzer,“ sagte der Erste.

„Nein, dem, welcher es am besten vertheidigt,“ setzte der Zweite hinzu.

„Vielleicht gehört es dem, welcher es erobert,“ meinte der Dritte.

Kaum war dies gesagt, so zog der Erste den Dolch und die beiden anderen entblößten ihre Schwerter. Als sie eben handgemein werden wollten, klopfte es zum vierten Male; ein vierter Heinrich erschien in der Hütte.

Bei dem Anblick der gezückten Schwerter zog auch er das seinige, stellte sich auf die Seite des Schwächsten und griff sogleich an.

Die Alte versteckte sich, und die Degen zerschlugen alles, was sie trafen. Die Lampe fiel um und verlosch und die vier jungen Herren fochten im Finstern.

Das Degengeklirr dauerte eine lange Zeit, wurde sodann schwächer und hörte endlich ganz auf. Da wagte sich die Alte wieder hervor, zündete die Lampe von neuem an und sah ihre vier Gäste verwundet auf dem Boden liegen. Sie untersuchte sie und fand, daß sie mehr aus Ermattung, als wegen Blutverlust gefallen waren. Einer nach dem anderen richtete sich auf; sie schämten sich dessen, was sie gethan hatten, lachten und sagten: „Laßt uns verträglich zusammen essen.“

Aber Brot und Käse waren heruntergefallen, mit Füßen getreten und mit Blut gemischt. Man bedauerte es. Dagegen war die Hütte verwüstet, und die Alte saß im Winkel und heftete ihre grauen Augen auf die jungen Leute.

„Warum siehst Du uns so stier an?“ fragte der erste Heinrich.

„Ich seh Euer Geschick auf Eurer Stirn geschrieben,“ antwortete sie. Der Zweite befahl ihr, höhnisch lachend, ihnen die Zukunft zu enthüllen. Die Alte antwortete:

„Wie Ihr alle vier in dieser Hütte zusammen seid, werdet Ihr alle vier dasselbe Schicksal haben. Wie Ihr das Brot, das Euch die Gastfreundschaft gab, mit Füßen tratet, und mit Blut beflecktet, so werdet Ihr die Macht, welche Ihr theilen konntet, mit Füßen treten und mit Blut befleckten. Wie Ihr diese Hütte verwüstet und in Armuth bringen konntet; wie Ihr alle vier im Dunkel verwundet wurdet, so werdet Ihr alle vier durch Verrath eines gewaltsamen Todes sterben!“

Die vier jungen Leute lachten über diese Prophezeiung der Alten, und sie lachten noch lange, nachdem sie miteinander die verwüstete Hütte verlassen hatten.

Es waren die vier Helden der Ligue: zwei als deren Häupter, zwei als deren Gegner; und wie die Alte prophezeit, so ist's ihnen ergangen:

Heinrich Condé, vergiftet zu Saint-Jean d'Angely durch seine Gemahlin;

Heinrich von Guise, ermordet zu Blois durch die fünfundvierzig;

Heinrich Valois Heinrich III., ermordet zu Saint Cloud durch Jaques Element;

Heinrich von Bourbon (Heinrich IV.), ermordet in Paris durch Ravaillac.

Von bekannten Musikern.

Die Wiener Musik- und Musikantenliebe mit ihrem Einschlag von sinnlicher Grazie und lebensfreudigem Humor hat in der Person des 1893 verstorbenen Hofkapellmeisters und Hofoperndirektors Joseph Hellmesberger verkörperten Ausdruck gefunden. Er war der musikalisch hochbegabte, leichtlebige Urwiener, wie er leibt und lebt. Es kursiren in der Wiener Gesellschaft eine Menge geflügelter Witzworte, von denen wir hier einige wiedergeben wollen. Als Richard Wagner's „Tristan und Isolde“ an der Wiener Hofoper zuerst aufgeführt wurde, gab es selbstverständlich eine Unzahl von ermüdenden Proben. Bei einer der letzten Hauptproben drückte sich Hellmesberger, der damals Primgeiger im Orchester war, ging in das nahe gelegene Café de l'Opera und las behaglich seine Zeitungen. Einer seiner Freunde tritt in's Café, erblickt Hellmesberger und sagt ganz erstaunt: „Du, Pepi! Drüben im Opernhaus ist die Probe von „Tristan und Isolde“ und du sitzest da? Da solltest du doch auch dabei sein!?“ Mit tragikomischem Ausdruck erwiderte Hellmesberger: „Ja, ja, Freunderl, hast recht! I sollt' (Isold) wohl, aber es verdrießt an! (Tristan)!“ Durch einen witzigen Einfall versetzte Hellmersberger seinen Kollegen einen Miniaturparagraphen schuldiger Dankbarkeit für einen reichen Gönner, welcher der Gesellschaft der Musikfreunde eine Orgel geschenkt hatte, die leider sehr oft verstimmt war. Darob ditto Verstimmung und scharfe Kritik der Direktoren. „Meine Herren!“ sagte Hellmersberger lachend — „einer geschenkten Orgel schaut man nicht in die Gorgel!“ — In Wien tagte eine Lehrerversammlung und dieselche besuchte am Abend die Vorstellung in der Hofoper. Hellmesberger saß als Konzertmeister am ersten Pulte, und im Zwischenakte sagte er zu seinen Kollegen: „Ich habe die Oper schon voller gesehen als heute, ich habe sie auch schon leerer gesehen — aber voller Lehrer sehe ich sie heute zum erstenmal.“

Eine echt wienerische Künstler-Erscheinung war auch die Sängerin Marie Wilt. Als sie mit 31 Jahren sich entschloß, zur Bühne zu gehen, war ihe Mann, der Baumeister Franz Wilt, darüber empört, daß die plumpe, häßliche Frau Liebesrollen singen und spielen sollte, und er prognostizirte ihr das größte Fiasko. „Wenn du beim Theater einen Erfolg hast, dann häng i mi da an den Kronleuchter auf!“ sagte er in höhnischer Wuth. „Und wenn ich mit mein' Singen Hunderttausende verdien', so schwör ich dir, daß ich dir nicht zwei Kreuzer auf ein Cigarrenspitzel geb'!“ war ihre Antwort. Hr. Wilt hat sich nicht aufgehängt, aber seine Frau hat buchstäblich Wort gehalten. Es hat wohl keine zweite Sängerin gegeben, die den Stimmungfang, die Koloratur und die Kraft des Ausdrucks gehabt hätte, wie die Wilt, keine, welche die Donna Anna und die Elvira im „Don Juan“, die Partien der Königin von Saba und der Sulamith mit gleicher Vollendung hätte singen können wie sie — aber auch keine, die durch die häßliche, grobe und unkünstlerische Erscheinung jede Illusion so zerstört hätte. Und ihrem äußeren Wesen entsprachen ihre Charaktereigenschaften. Sie war kleinlich, geldgierig, geizig, grob und unempfindlich, und verfeinerte Lebensgewohnheiten erschienen ihr als das überflüssigste von der Welt. Eines Tages lud der Fürst Liechtenstein die Künstlerin ein, in einer Soiree bei ihm zu singen. Der Kammerdiener des Fürsten brachte die schriftliche Einladung in die Wohnung der Sängerin. Er schellte an der Eingangsthür, es wurde ihm sofort geöffnet und vor ihm stand ein großes, dickes Frauenzimmer mit rothen, nassen Armen, den Kopf mit einem Tuch verbunden. Der Fußboden des Vorzimmers war zur Hälfte naß, inmitten stand ein großer Wasserzuber mit Bürste und Wischlappen zum Schrubben. „Was wollen's?“ fragte die Frau den eleganten Diener. „Von seiner Durchlaucht dem Fürsten Leichtenstein habe ich einen Brief abzugeben an die gnädige Frau von Wilt!“ „Geb's her!“ und mit der nassen Hand riß sie dem erstaunten Diener das Billet aus der Hand, der sich gar nicht erklären konnte, wieso diese ordinäre Waschfrau (denn dafür hielt er sie) es wagte, den Brief zu öffnen und zu lesen, worauf sie ihn mit den Worten: „Is scho' recht! I wer' scho' kummen!“ zur Thür hinausschob, um ihr Vorzimmer weiter aufzuwaschen. Als sie nach einer solchen Soiree bei hohen Herrschaften, welche sie durch ihren Gesang entzückt hatte, am anderen Morgen als Honorar ein Paar werthvolle Ohrringe zugeschickt erhielt, öffnete sie das Etui in Gegenwart des Lakaien und sagte barsch: „Na also; das sein die Ohrringeln — wo ist die Brosch'?“

Es sollte nicht sein.

In dem Hause eines reichen Fabrikanten sollte eine Verlobung gefeiert werden. Nachdem man allerlei sinnige Ueberraschungen für den betreffenden Abend ersonnen, machte der Hausherr seinen Kindern folgenden Vorschlag, der mit einstimmigem Jubel von ihnen aufgenommen wurde: Ihr Lehrer, ein bescheidenes, altes Männchen, das seit mehr als zwanzig Jahren tagtäglich zu einer bestimmten Stunde erschien, um die Söhne des Hauses wie auch das zur Braut erwachsene Töchterchen in mehreren Sprachen zu unterrichten, hatte nach seinen Schilderungen, in seinem ganzen Leben noch niemals einen Glücksfall kennen gelernt. Er versuchte es in früheren Jahren mit dem Lotteriespiel, ließ aber davon ab, als er es erleben mußte, daß ein Haupttreffer just auf das Loos fiel, das er nach mehrjährigem Spiel einem Nachbar überließ. „Heute wollen wir dem alten Weber ein Glück aufzwingen,“ schlug der Hausherr vor. „Wir legen, sobald er das Haus betritt, schleunigst ein Säckchen mit Thalern auf die Treppe. Daß muß er finden und, da sich kein Eigenthümer melden wird, behalten!“ Gesagt, gethan. Zur bestimmten Stunde sah man vom Fenster aus den alten Weber ins Haus treten. Im nächsten Augenblicke war auch schon das bereitgehaltene Säckchen auf der Treppe; der Portier aber hatte die Weisung erhalten, nicht etwa einen Fremden mit dem Funde aus dem Hause zu lassen. Weber klingelte und trat ein; aber vergebens suchten die Blicke des Fabrikanten und seiner Kinder nach dem Säckchen. Mit seinem gewöhnlichen melancholischen Gesichtsausdruck brachte er dem Hausherrn seine Gratulation dar. Der Fabrikant, der sich vor Neugierde nicht länger halten konnte, platzte nun mit der Frage heraus, ob er denn auf der Treppe nichts gefunden hätte. Da sah Weber dem Frager ganz verlegen ins Gesicht und gab dann leise die Antwort: „Sehen Sie, verehrter Herr, seit 20 Jahren steige ich täglich Ihre Treppe herauf, da wollte ich heute einmal den Versuch machen, ob ich nicht mit geschlossenen Augen herauf finde — und es gelang mir glücklich!“

Wink.

Verehrer: „So muß ich Ihnen also gute Nacht sagen?“

Vater (aus dem Nebenzimmer rufend): „Ach nein, das haben Sie gar nicht nöthig, eigentlich könnten Sie ihr guten Morgen sagen.“

Einfach.

Bursche (entsetzt hereinstürzend): „Herr Lieutenant, die Erde bebt!“

Lieutenant: „Maul jehalten! — Wird einfach nich' mitjewackelt!“

Nicht glaubhaft.

Miether (zu einem Herrn, der soeben von seiner Frau tüchtig abgekanzelt wird): „Entschuldigen Sie, ich möchte hier gern den Hausherrn sprechen.“

Vermiether: „Das bin ich, mein Herr.“

Miether: „Na, na, nur nicht aufschneiden!“

Anspruchsvoll.

Fremder (der die Nacht betrunken in einer Gasse gelegen, früh ärgerlich aufwachend): „Das ist doch eine heillose Unverschämtheit in dem Neste, daß einen Niemanden hier aufgehoben; ich werde mich beim Verein zur Hebung des Fremdenverkehr beschweren!“

Maliziös.

Fräulein (zum Herrn, der eben ein Bild betrachtet, auf welchem sie mit ihren beiden Möpsen photographirt ist). „Nun haben Sie mich auf dem Bilde gleich erkannt?“

Herr: „Gewiß, ich habe Sie sofort.... herausgefunden.“